



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Die Journalistik in Wien.

1.

Der Herbstwind rauscht und die Blätter fallen. Die Zeit der Prüfung kommt herbei für all die grünen, leider nur all zu grünen Blätter und Blättchen, welche die Märzsonne dieses Jahres in Wien hervorgelockt hat. In den nächsten drei Monaten wird sich das Schicksal der meisten entscheiden und das neue Jahr wird wohl kaum ein halbes Duzend derselben am Leben finden. Die warmen Sommertage, welche den Verkauf auf der Straße begünstigten, von dem neun Zehnthelle dieser journalistischen Savoyarden sich ernährten, sind vorüber, die Neugier des seit fünfzig Jahren ausgehungerten Publikums nach der neuen Frucht der in Oestreich unerhörten Pressfreiheit, ist abgenutzt. In den ersten drei Monaten bis die Lesewuth in jeden Apfel den man ihr anbot, gleichviel ob er grün oder wurmfressig war; aber die Unreise der meisten hat einen Ekel gegen sie hervorgebracht; das Publikum ist nicht mehr so naiv, es hat seine Schule durchgemacht und greift nicht mehr zu, wenn das schreiende Fratschlerweib auf der Straße ihm ein bedrucktes Blatt unter die Nase hält mit dem monotonen Ruf: „A Graizer dös neue Blatt! Um a Graizer dös neue Blatt was mer so eben bekommen, sehr interessant!“ —

Die junge Pressfreiheit mag wohl allenthalben in Deutschland eine große Zahl unreifer Blätter zum Vorschein gebracht haben; nirgends jedoch in solcher wahnstinnigen Masse wie in Wien. Grade weil hier die politische Bildung so sehr in den Kinderschuhen sich befand, drängten sich einerseits die Leser mit Hast nach der neuen Speise, während die Schreiber mit um so leichterem Gewissen die Feder hantirten, je weniger sie eine Idee von der Größe der Aufgabe hatten. Die Meisten, die jetzt zum ersten Mal über gewisse politische Fragen nachdachten, die im übrigen Deutschland längst discutirt und beantwortet sind, glauben ganz ernstlich, diese Dinge erst entdeckt zu haben und schwagen mit einem Pathos, mit einer Arroganz und mit einer Unwissenheit darüber, die komischer als ekelhaft ist. Dennoch hat diese Presse der jungen, kaum aus dem Ei hervorgekrochenen Piephähne den Vorzug vor den wenigen größeren und erfahreneren Blättern — daß sie ehrlich ist. Diese jungen Leute, vom „Studentencourier“, vom „Grad aus“, vom „Radikalen“ etc glauben was sie schreiben — sie sind unerfahren und überstürzt, aber sie sind ohne Falsch, während die raffinirtern und ältern Männer der „Wiener Zeitung“ und der „österreichischen“ Zeitung verß sind, ohne durch Geschicklichkeit für ihre Unaufrichtigkeit zu entschädigen.

Ich will es versuchen, Ihnen einen kleinen Ueberblick unserer Tagesblätter zu geben. Die „Wiener Zeitung“ war die erste, welche die Pressfreiheit abzuspiegeln suchte. Früher der pathetische Moniteur für Geburts- und Empfangsfeierlichkeiten der hohen und allerhöchsten Herrschaften, spaltete sie sich seit den Märztagen in zwei Hälften, in einen amtlichen und einen unamtlichen Theil. Der amtliche Theil blieb nach wie vor im Besitz der Regierung, mit dem ganzen steifen Jopf der vorsündfluthlichen Welt. Der nicht amtliche Theil gehörte der Redaktion, welche im ersten Freiheitsrausch sich ein wenig auf Jakobinismus spielte. Durch diese Gegensätze in einem und demselben Blatte entstand eine ungeheure Confusion. Die Wenigsten verstanden die Bedeutung des Striches, welcher die Unter- von der Oberwelt trennte. So wurde z. B. ein fulminanter Artikel gegen den König von Preußen und seinen Zug durch die Berliner Straßen nach den Märzschlachten von allen deutschen Journalen mit der ungeheuersten Sensation citirt und die Polnische Zeitung sah darin eine Kriegserklärung Oesterreichs gegen Preußen, weil er im offiziellen Blatte Wiens stand. Und doch war das damalige Ministerium so wenig dabei theilhaft, wie der türkische Kaiser. Herr Hübner, ein Sachse, der jetzt an Schwarzer's Stelle die österreichische Zeitung redigirt, war der Verfasser jenes vermeinten Manifestes, das der Gegenstand diplomatischer Verhandlung wurde und wobei Graf Trautmansdorf in Berlin nicht genug Versicherungen geben konnte, daß der nichtamtliche Theil der Wiener Zeitung außer allem Bezug zu dem Gouvernement stehe. Das Mißverhältniß konnte nicht lange fortgesetzt werden, die Regierung sah sich um ein anderes Blatt um und die „Donauzeitung“ unter der Redaktion des Regierungsraths Hock wurde mit Subsidien ins Leben gerufen. Ein armseliges Leben, das nur 3 Monate dauerte. Herr Hock, der vor der Märzrevolution als ein Genie galt, zeigte sich nach derselben als ein bloß vom Metternich'schen Geist galvanisirter Jopf, trocken, langweilig, gedankenlos. Am 26. Mai, am Tage der Barrikaden, fiel ihm das Herz in die Hosentaschen, er zitterte für sein armes Leben und flüchtete sich, die Donauzeitung ihrem Schicksale überlassend und seine Patrone im Ministerhôtel mit ihr. Aber auch die Redakteure des nichtamtlichen Theils der Wiener Zeitung hatten ihren Liberalismus in diesen Tagen bedeutend compromittirt. Der nichtamtliche Theil verschmolz sich unwillkürlich wieder mit dem amtlichen. Die Verleger dieser Zeitung sahen, daß die Fleischtöpfe des Ministeriums lockender sind als die der Barrikadenleser — sie schaffte die Viertelrevolutionäre Seydler und Stubenrauch von der Redaktion ab, warf sich, um Gnade bittend, der Regierung zu Füßen und erhielt Verzeihung um den Preis, Herrn Schmidt, einer der stupidesten und talentlosesten Schleppträger des alten Systems, zum Hauptredakteur zu machen. Von diesem Tage an sank das Blatt zum Niveau des preussischen Staatsanzeigers herab; es hat bloß das Interesse eines Brettes, an welchem die Regierungsplakate angeklebt sind und im Grunde ist dies auch die einzige Aufgabe aller solcher Blätter.

Als Concurrnz für dieses Blatt trat die „österreichische Zeitung“ unter Schwarzer auf. Herr Schwarzer, früher Redakteur des alle Zeit getreuen Journals des österreichischen Lloyds, übernahm dieses Blatt als Fortsetzung des österreichischen Beobachters. In den ersten 14 Tagen strich er seinen Mitarbeitern jeden Ausfall auf den Fürsten Metternich. Er traute der Revolution noch nicht und fürchtete die Rückkunft seines ehemaligen Gönners, von dem er sich in früherer Zeit so viele Empfehlungsschreiben hatte geben lassen, für seine loyalen Lloydreisen. Erst als die Anarchie eine Wahrheit wurde, hieb Herr Schwarzer das Thau ab, das seinen Papiernachen mit der Regierung verband, vogue la galere! Es kam die Zeit des wilden Geschrei's, wer am

lauteſten ſchrie, zog die meiſte Aufmerkſamkeit auf ſich. Herr Schwarz er iſt ein Le-
bemann, braucht viel Geld, hat kein Vermögen, keine Grundſätze, keinen Fleiß und
kein ſchriftſtelleriſches Talent — er überließ alſo ſein Blatt den jungen Leuten, die
großes hinein ſchreiben wollten. Die öſtreichiſche Zeitung bot bald den wunderlichen An-
blick eines Pariſer Maſkenballes — im bunten Wirrwarr tanzten die entgegengeſetzten
Artikel miteinander; radikale und nationale, czechiſche und deutſchhümelnde, Jozf und
Schwert. Aber es war Freiheit darin, die Freiheit der Wiſderſprüche, des mittelpunkts-
loſen Principientanzes. Der 15. und 26. Mai entſchieden für den Sieg des Volkes
und Herr Schwarz er wußte nun, wem er zu folgen habe. Die Herren Jellinek und
Stift, die radikalſten und ſchreibeluſtigſten ſeiner Mitarbeiter, wurden ſeit dieſer Zeit
die Hauptſäulen deſſelben, und auf ſie geſtützt, trat Herr Schwarz er ins Miniſterium,
ein unerwartetes Ziel, bei dem es zwei Betrogene gab, das Miniſterium, welches einen
Mann des Volkes zu gewinnen glaubte und im Gegentheil ſich die entſchiedenſte Un-
gunſt durch ihn zuzog, und das Publikum ſeiner Zeitung, welches auf ein demokrati-
ſches Blatt abonniert hatte und nun plötzlich ein miniſteriellſes mantelträgeriſches in Hän-
den hatten. Die Herren Jellinek und Stift traten von dem Blatte zurück und obgleich
es gerade nicht ihr Talent war, welches die Leſer feſſelte, ſo waren ſie doch als ehr-
liche Demokraten die moraliſche Stütze des Blattes. Ihr Ausreten brach die letzte Ach-
tung vor demſelben, richtungslos, intereſſenlos iſt es zu einem der unbeliebteſten Blät-
ter herabgeſunken — kurz iſt die Freude, lang iſt der Schmerz.

Einen weit höhern Rang in der Reihe der demokratiſchen Blätter muß man der
„Conſtitution“ einräumen. Dieſes Blatt iſt allerdings nur ein Localblatt, es bringt
keine Nachrichten und dürfte außer Wien von geringem Intereſſe ſein. Aber hier iſt
es das beſte Journal, weil es das einzige conſequente und wie ich glaube, durch und
durch ehrlich iſt. Ich will weder die ganze Richtung noch den Ton dieſes Blat-
tes in Schutz nehmen. Es iſt wahr, es iſt oft in einem knotigen Styl geſchrieben und
„niederträchtig“ iſt das mildeſte Prädicat, deſſen es ſich gegen ſeine Gegner bedient.
Es iſt wahr, es heßt die Arbeiterklaſſe gegen die Bürgerschaft, ſäet Drachenzähne aus,
wo es unnöthig und ſogar gemeinſchädlich iſt. Es ſind keine Politiker im höheren
Sinne, die Männer die dieſes Blatt ſchreiben, ihr Blick reicht nicht bis auf über-
morgen, aber ihr Zorn iſt ehrlich, ihre Empfindung kömmt aus dem Innerſten; ſie
greifen das Schlechte an ſeiner Wurzel an und wenn auch vieles Andere bei dieſer
Entwurzlung mit zerſtört wird, deſſen Exiſtenz unumgänglich nothwendig zur Exiſtenz
eines Staates, ſo iſt doch ihre brutale Einſeitigkeit, ihr blinder Haß ſogar, ſittlich und
der Achtung viel würdiger, als die geſchminkte politiſche Coquetterie aller übrigen Blät-
ter. Die Conſtitution iſt meines Erachtens das wichtigſte Blatt in der Geſchichte der
lezten Monate. Es hat durch das Uebermaß ſeiner Ausdrücke, durch die allzugroße
Galle ſeiner Polemik, durch die Taktloſigkeit ſeiner Angriffe ſich in letzter Zeit die Gunſt
jener Bürgerklaſſen bedeutend verſcherzt, in deren Reihen es früher die meiſten Anhän-
ger zählte — aber es iſt ſich conſequent geblieben, es hat den meiſten Muth an den
Tag gelegt und der Wurm der Beſtechlichkeit hat nicht daran genagt. Es iſt ein Volks-
blatt, roh wie das Volk, aber auch geſund und ehrlich wie daſſelbe. Die Kammerbe-
richte, die es liefert, obgleich durch und durch parteiiſch und nicht ſelten ungerecht,
ſind doch die lebendigſten in der ganzen hieſigen Preſſe.

In gleicher Richtung wie die Conſtitution, aber präventiöſer und darum unwirk-
ſamer geht der „Radikale.“ Der philoſophiſche Jargon, deſſen ſich dieſes Blatt befreit,
ohne ſeiner mächtig zu ſein, macht es ſeinen Zweck verfehlen. Für die Bildungsklaſ-

fen haben seine Mitarbeiter nicht genug Kenntnisse und Durchbildung, und für das Volk ist es ungenießbar und unverständlich. Es hat einen größern Mitarbeiterkreis als die „Constitution“ und grade deshalb ist weniger auf seine Ehrlichkeit und Consequenz zu zählen. Der Redakteur des Radikalen Herr Dr. Becker, der sich früher blos mit musikalischen Kritiken befaßte, ist ein enthusiastischer, gutmüthiger Mensch, während Herr Häfner der Redakteur der Constitution als ein Mann von hartem Gemüth und sogar als böswillig geschildert wird. Aber Charaktere dieser Art sind in der Politik consequenter, unerschütterlicher als die wetterwendische Gutmüthigkeit des Enthusiasten.

II.

Aus Berlin *).

Wir leben in der Zeit der getäuschten Erwartungen und der Ereignisse, an denen jede Prognose zu Schanden wird. Auf den Straßen, so schien es, würde ein entscheidender Streich fallen. Er ist nicht gefallen, es blieb so still, daß man statt seiner das Fallen der herblich gelben Blätter in dem idyllischen Thiergarten vernehmen oder den Versen der „Königin Bertha“, des ersten poetischen Werkchens, das, mit grazioser Freundlichkeit lockend, uns die Revolution vergeffen machen will, zuhören konnte. Dagegen ist es plötzlich laut geworden, wo es bisher nur zu still war, wo die Langeweile auf den rechten und linken und mittleren Bänken unbeschränkt schaltete und dem lauten Wünschen constitutioneller Urwähler die Thüre wies. In der Singakademie, in der Versammlung der Vertreter des preussischen Volkes, das trotz dieser Versammlung sich so gern überreden möchte, eine Nation zu sein, ist es laut und sehr laut geworden. — — Es handelt sich um die Tragweiber der Beschlüsse der Versammlung, um die Probe, ob das constitutionelle Königthum in Preußen eine Wahrheit und endlich um den Schrecken aller Stillen im Lande, um Sein oder Nichtsein des Ministeriums „der That.“ — — —

Der 5. September in Frankfurt und der 7. September zu Berlin, das ist die wirkliche Erstgeburt der Märztage. Ein Zwillingsspaar, das mit vielen Schmerzen in der Wiege zu kämpfen hat. Zwei gestürzte Ministerien, Deutschland regierungslos und seine Grenzen umschlichen, umzingelt von den gierigen Hyänen des nachbarlichen Völkerneides oder Hasses, Deutschland und Preußen am Scheideweg und Hannibal ante portas, Gährung im Innern, Republik und Monarchie im ersten Prinzipienkampf; Hannibal ante portas und dennoch Bitterkeit und gegenseitige Anklagen, doktrinaire Kühnheit und handlungsunfähige Verzagtheit, Beschreien der Einheit, statt sie zu beschaffen, Rationalehre, die sich zum Tode betrübt über einige papierne Paragraphen aber ganze todtwunde Provinzen sich verbluten läßt — das ist zu viel, um in einer Correspondenz über Berlin verantwortet zu werden. Was sich entwickelt, gehört ganz unmittelbar in die Weltgeschichte. Es wird auch gefühlt. So ruhig wie seit dem 7. September war die Stadt noch nie. Es ist die Ruhe der gefolterten Erwartung, die Ruhe, die die Nothwendigkeit der auf jeden Ton von nah und fern lauschenden Bevölkerung auferlegt. Wir sind noch in der Unmöglichkeit zu handeln. Die Initiative ist „oben.“ Sobald aber von dort ein entscheidendes Wort kommen wird, sobald wird es gut aufgenommen oder verworfen eine der vernehmlichsten Antworten er-

*) Wir lassen das Factische aus, weil es aus den Tageblättern hinlänglich bekannt ist. Seine Eindrücke sollen uns nur die Stimmung dieser wunderlichen Stadt vergegenwärtigen.

Unm. der Red.

halten, die wir je vernommen haben. Diese Antwort aber wird nicht Berlin, wird nicht Frankfurt geben, sondern das ganze Volk. Berlin und Frankfurt sind nur Dekorationen. Die Völker selbst drängen sich auf die Bühne.

Was Preußen betrifft, so ist die Annahme des Stein'schen Antrages durch den Volksjubel, der über diesen Sieg der Demokraten ausbrach, durch das Triumphgeschrei der Linken, deren Abgeordnete wirklich — und nicht blos von Gassenjungen und Böbel — auf den Händen getragen wurden, zu einer Bedeutung gelangt, die vielfach die Erwartungen übertraf. Denn es ist möglich, daß die Linke selbst am 7. noch nicht ernstlich daran dachte, das Princip der Souveränität in der Versammlung durchzusetzen, daß es ihr vielmehr, trotz aller Phrasen, nur um eine persönliche Angelegenheit, um einen Ministerwechsel zu thun war. Nun sind ihre Hoffnungen höher gespannt und der König konnte ihnen keinen größeren Gefallen thun, als die in der heutigen Sitzung verlesene Erklärung an das Staatsministerium abzugeben, worin es heißt:

Ich bin mit der in Ihrem Berichte vom 9. d. M. ausgesprochenen Ansicht einverstanden, daß ohne Aufrechterhaltung des darin aufgestellten Prinzips (nämlich daß der Nationalversammlung die Festsetzung von Verwaltungsmaßregeln nicht zustehe) die constitutionelle Monarchie nicht bestehen kann. Gleichwohl werde ich Ihnen aus dem von Ihnen angeführten Grunde (nämlich Mangel an Vertrauen von Seiten der Versammlung gegen die Personen der Minister) die nachgesuchte Dienstentlassung ertheilen.

Damit ist, was noch keineswegs unumgänglich nöthig war, das Königthum selbst in die Arena gestiegen. Das Ministerium weicht, das Prinzip bleibt, der Kampf ist also begonnen und nicht beendet und das neue durch Beckerath zu bildende Ministerium führt ihn nicht aus seiner Ansicht und Ueberzeugung heraus, sondern auf Befehl, nach Willen und Ueberzeugung des Königs — des constitutionellen? das ist eine kitzliche Frage; denn, wer unverletzlich sein will und soll, darf sich nicht selbst in die Bresche stellen.

Die Masse des Volks hat von dem Stande der Sache keinen Begriff, sie hat es nur mit dem Inhalt des Erlasses zu thun, mit reaktionären Officieren und angeblichen militärischen Drohungen. Man hüllt absichtlich den Kern in einen Schweiß von Nebensachen und unverschämten Lügen, um die Leidenschaften zu entfesseln. Das Volk aber fängt an, auch den Demokratenführern zu mißtrauen. Für die Regierung ist es nicht, für den König noch weniger, von der Sache versteht es nichts, den Rednern glaubt es nicht mehr, — besonders seit am Sonntage Herr Held die Linke und die Demokraten fast heftiger als die Reactionäre angeklagt und zum zweitenmal die Beendigung seiner politischen Laufbahn angekündigt hat — einen bestimmten Willen hat es nicht, aber die Worte „Freiheit und Brot!“ gefallen ihm sehr wohl; was wird es thun? zunächst zusehen: dann? das „dann“ wird sich erst durch den Augenblick ergeben. Ein König, der diesem Volk mehr imponirte, nicht selbst so ganz aus Berliner Stoff gemacht wäre, könnte einen „kühnen Griff“ thun. Friedrich Wilhelm wird ihn nicht thun können.

Auf Frankfurt kommt hier die Rede nur in den eigentlich gebildeten und in den kaufmännischen Kreisen. Das Volk beschäftigt sich noch wenig damit. Die Stimmung aber, wo sie zum Vorschein kommt, ist eine radikal unzufriedene, unzufrieden mit dem abgetretenen Ministerium, dem man auch in dieser Sache Verwünschungen in Menge nachschickt, unzufrieden mit dem Waffenstillstand, durch den man sich gekränkt und gedemüthigt fühlt, unzufrieden mit den Schleswig-Holsteinern, die Preußen insultirt haben, unzufrieden mit der Frankfurter Versammlung, weil sie dem einmal geschlo-

senen Waffenstillstand ihre Genehmigung zu versagen droht, unzufrieden endlich mit sich selbst, weil man keinen Ausweg sieht. Hin und wieder flammt ein Witzfunke dazwischen und einer ist bezeichnend genug. Frage: „Ist es denn möglich, die Sache schnell und ehrenvoll zu beenden?“ Antwort: „Ja wohl; es legt sich blos ein Frankfurter Großmaul an die Ufer der Ostsee und säuft sie aus; dann kommen die Deutschen trocken nach Kopenhagen.“

Von Ferne erscheint uns Vieles so groß, was in der Nähe und genau betrachtet, sich als klein erweist. Sollte es so mit der Bedeutung des bei den Abstimmungen in Berlin und Frankfurt gehen? Es gibt Augenblicke, in denen dieser Gedanke nahe liegt und ich hatte viele solcher Augenblicke, als ich heute die Stadt durchstrich, die Plakate las, die Gruppen der Lesenden betrachtete, in's Gespräch mich mischte und die Meinung der Deputirten erforschte, die ich gerade antraf. Es fehlt nicht an Aufreizung, an Möglichkeiten, aber es fehlt an Muth. Auch das Interesse schwindet; auf die feberhafte Aufregung, die Veranschung aus dem Taumelkels der Souveränität folgt die tödtliche Erschlaffung, die Apathie, die unendliche Ruhesehnsucht. Michel erinnert sich der schönen Tage, wo er harmlos für sich hinlebte, und er seufzt, daß sie dahin sind, er erzürnt sich gegen die, welche ihre Wiederkehr unmöglich machen. Er liest noch die Plakate, aber mehr aus Neugier, die Wirkung ist sehr abgeschwächt.

Unter den über Nacht neu erschienenen treten besonders zwei hervor. Das eine, von den Redakteuren der Reform ausgehend, enthält in großen Lettern das Entlassungsschreiben des Ministeriums und die Antwort des Königs. Es schließt mit einer Aufforderung an die Bürgerwehren, die erklärt haben, die Beschlüsse der Nationalversammlung aufrecht halten zu wollen. Es gelte nicht die constitutionelle Monarchie, es gelte die gefährdete Freiheit. An ihnen sei es nun, ihren Worten Nachdruck zu verschaffen. Daneben klebt ein „Protest“ des Vereines zur Wahrung der Rechte und Interessen der Provinzen. Er fragt, wer denn König sei? und endet mit den Worten: „Alles Ding hat ein Ende, auch die Geduld! — Wir protestiren gegen das Verfahren „der Versammlung zur Vereinbarung der Verfassung“ und verlangen, daß sie mit Ernst in die Schranken ihrer Befugnisse zurückgewiesen werde.“ Es fehlt also weder an Gift noch an Gegengift.

Auch ein Graf Otto v. Schlippenbach, der seit einiger Zeit auf den Kampfplatz tritt, redet an den Ecken. Da heißt es — er hat nicht weniger als drei Anschläge zugleich erscheinen lassen — in einer Dankfagung an die Wachtmeister, Unteroffiziere und Behreiter des 20. Landwehr-Kavallerie-Regimentes, die ihm am 9. Abends ein Ständchen gebracht haben: „Ehrliche Feindschaft und Kampf auf Tod und Leben allen Verräthern, die nur das Verderben wollen und mit gottlosem Sinn jene Gefühle verhöhnen, bei denen unsere Väter glücklich lebten und selig starben!“ In einem zweiten Plakate ladet er Arbeiterdeputationen zu einer Besprechung in seine Wohnung und unterschreibt sich mit einem beinahe herausfordernden Muth, der aber den Leuten zu imponiren scheint: „Mitglied und Mitgründer des Preußenvereines für constitutionelles Königthum, oder, wie Herr Feld beliebt, des Denunciantenvereines.“

Hiernach sollte man dem ersten Eindrucke zufolge an baldiges, hartes Aufeinanderplagen der Gegensätze, eine große Schlacht in dem „Kriege der Krone mit dem Parlamente“ erwarten. Allein „Worte! Worte!“ Man frage nur die heute schon ernüchterte Linke, was sie nun beginnen will? Sie wird verlangen, daß der Erlaß an die Armee ergehe. Gut! muß er aber wirklich dem Beschluß genügen? Das will sie noch

überlegen, jedenfalls soll die Würde der Versammlung nicht Preis gegeben werden. Aber das Prinzip? Das abgetretene Ministerium, sagt heute die Linke, hat sehr großes Unrecht zu behaupten, daß die Versammlung sich in Verwaltungsmaßregeln mischen wolle. Das wollen wir gar nicht, das ist ferne von uns. Der Erlaß war eine politische Nothwendigkeit. Vom Prinzip, Verwaltungsmaßregeln vorzunehmen, ist keine Rede, es fällt uns nicht ein. Man verleumdet uns, man wirft, um einzuschüchtern, die Worte Monarchie und Republik, Convent und Vollziehungsausschuß hin. Wir sind weit davon entfernt. So ungefähr klingt, was man vernimmt. Es sind selbstverständen nicht die entschiedenen Leute, die so sprechen, allein doch immer Leute, die — mit Stimme begabt sind und an der Majorität vom 7. September Theil haben. Der glänzende Sieg der reinen und unverfälschten Demokratie, der am siebenten Tage des siebenten Monats der Freiheit im Lande Preußen glorreich erkämpft worden ist, wird noch lange im Munde der Leute sein, ein Stolz der Linken, eine Freude des Berliner Volkes, allein unser Schicksal gleich schon gar oft dem Schicksal des freiesten und deutschesten Stromes, des Rheines, der bekanntlich voll Majestät beginnend, im — Sande endet. Deshalb sehe ich, je länger ich die Dinge bedenke, in der unmittelbar nächsten Zukunft, allenfalls Krawalle, Tumulte, obligates Fenstereinwerfen, aber keineswegs die Wahrscheinlichkeit eines Straßenkampfes, einer Vertilgungsschlacht der reinen Demokratie gegen die Krone der Hohenzollern. Ich gestehe sogar ganz sub rasa, daß, hätte ich den 18. und 19. März nicht mit eigenen Augen gesehen, ich ihn den Berlinern nicht zutrauen würde. Es gibt auch solche, die meinen, die erste Revolution zwar hätten sie gemacht, die zweite würden sie bleiben lassen; gewinne wer da wolle, Berlin verliere. —

Damit es an hinreichender Zeit zum Besinnen für alle Theile nicht fehle, wird die Donnerstagsitzung der Nationalversammlung, in welcher wohl noch nichts Wichtiges zur Entscheidung und bis zu welcher auch schwerlich das neue Ministerium zu Stande kommen wird, für diese Woche die letzte sein, weil die Ueberstiedelung der Versammlung von der Singakademie in den Saal des Schauspielhauses in diesen Tagen stattfindet. Keine Localveränderung kann wohl zu gelegenerer Zeit kommen. So spielt vielleicht ein Kleines eine große Rolle, denn einige Tage reichen vielleicht hin, dem langsam denkenden Volke die wahre Sachlage klar zu machen, auch glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, der Centralverein der Berliner Bezirke, diese große im Stillen wirkende und im Steigen begriffene Macht, die händigt, läutert, anregt und klärt, werde hier eingreifen und es veranlassen, daß in jedem Bezirksvereine den Berlinern ein: „Bedenket das Ende!“ zugerufen werde. Der Centralverein würde, wenn er es nicht thäte, seine Aufgabe vollständig verkennen. Nach seiner bisherigen Wirksamkeit aber verspricht er im vollsten Maße, weder hinter der Linie zurückzubleiben, welche die Geschichte diesem Lande so deutlich vorgeschrieben hat, noch auch über sie hinauszugehen. Darum wird er handeln und dies Handeln besteht darin, den gesunden Menschenverstand auf die Spur zu bringen.

Das ist die Hauptsache, das Uebrige findet sich. Da bin ich glücklich mitten in Voraussetzungen und Combinationen, die zu nichts dienen, als zu zeigen, womit die Stadt der Intelligenz sich jetzt beschäftigt. Man baut Kartenhäuser, die der erste Windstoß umwirft. Man kann Alles behaupten, denn es ist kein Grund, warum man es nicht könnte. Man sieht nichts als das Dunkel, dem man entgegengeht. Der thut deshalb vielleicht am besten, der gar nicht denkt, denn derjenige, der denkt, verwickelt sich jeden Tag in tausend Widersprüche. Daran wird es auch in dieser Correspondenz

nicht fehlen. Um so mehr trägt sie dann die Physiognomie Berlins, das in der einen Stunde lächeln, in der andern weinen und in der dritten sich selbst ohrfeigen oder auslachen möchte. Die Melodie aber ist:

Ein freies Leben führen wir u. s. w.

Dabei greift uns über die Schulter der immer zudringlichere Gast an, die — Cholera. Wer sich Berlin ganz genau ausmalen will, der vergesse sie nicht in seinem Bilde. Sie rückt immer mehr in den Vordergrund.
v. S.

III.

Aus Prag.

In meinem letzten Briefe versprach ich Ihnen einen Bericht über die Plenarversammlung der Studenten, die am 8. September Vormittags begonnen, an demselben Tage Nachmittags fortgesetzt und am 10. September geschlossen wurde. Sie wurde von dem Studentenausschusse zusammenberufen, der gleich nach den Juniereignissen zusammengeführt ward, um die dadurch mannigfach gefährdeten studentischen Interessen zu vertreten. In dieser Versammlung verlas der Ausschuss zuvörderst einen Bericht über seine bisherige Wirksamkeit und legte neun verschiedene Referate und Anträge zur Berathung vor, worunter folgende die wichtigsten waren: Erstlich ein Entwurf über die Statuten der Legion, der lebhaften Anklang fand und worunter besonders ein Paragraph Beachtung verdient, der an die Stelle der frühern Eintheilung nach Facultäten die viel zweckmäßigere nach Bezirken setzt. Dann die Uniformirung und Armirung der Legion. Nach langer, mitunter in komisches Detail eingehender Berathung entschied man sich zuletzt für einen schwarzen Hut mit grauer Feder und einer nach innen eingebogenen Kränze (welche Form ausdrücklich als slavisch erklärt wurde), dann für einen lichtblauen Rock und graue Beinkleider. Zu Waffen wählte man Stutzen mit Haubayonetten, und statt der Patronentasche vorn an den beiden Seiten des Rockes angebrachte Behältnisse für Aufbewahrung des Schußbedarfes. — Hierauf kam die Frage zur Besprechung, ob der Breslauer Studentencongress beschickt werden solle oder nicht? Ich übersah in aller Eile die Versammlung, machte eine kurze Wahrscheinlichkeitsrechnung über die Zahl der rothblauweißen Burschenbänder und slavischen Verbindungsmützen und zugleich auch einen Schluß auf die Entscheidung dieser Frage. Ich täuschte mich nicht — man beschloß einstimmig die Nichtbeschickung. Anfangs versteckte sich der Czechismus der Studirenden hinter dem Feigenblättchen des Kostenpunktes, der in der That der wunde Fleck der Legion ist, die ohnehin viel Geld zur Adjustirung benötigt. Als aber ein Redner die Versammlung erinnerte, daß die Universität von Prag nichts weniger als deutsch sei, da brach alles in einen echt czechischen Jubel aus. Dann wurde von demselben Redner der Antrag gestellt, lieber einen österreichischen Studentencongress nach Prag einzuberufen und als Zeitpunkt der Versammlung die Tage der 500jährigen Jubelfeier unserer Universität festzustellen, was allgemeinen Beifall fand.

Tröstlicher, als die Studentenversammlung in der Aula, war die Schullehrerversammlung vom 7. September im altstädter Hauptschulgebäude. Es betheiligten sich gegen 500 Volksschullehrer aus allen Kreisen Böhmens dabei, um über Volksschulreformen zu berathen und die diesfälligen Beschlüsse an den Reichstag und das Unterrichtsministerium einzusenden. Die Versammlung machte einen sehr guten Eindruck; der Gedanke, daß ein rein humanistischer Zweck alle vereinige, schien sie zu beseelen, und darum kam auch keine Reibung der Nationalitäten dabei zum Vorschein. Bei den

Abschiedsworten blieb kein Auge thränenleer und Czechen und Deutsche, ältere und jüngere Amtsbrüder umarmten sich brüderlich. Die vorzüglichsten Punkte über Schulreform, welche zur Fassung einer Petition angenommen wurden, sind folgende: Die Volks- und Bürgerschule werde eine Staatsanstalt und nur vom Staate beaufsichtigt und erhalten. Die Schulpflichtigkeit gehe bei den Knaben bis zur Vollendung des 14., bei Mädchen bis zur Vollendung des 13. Lebensjahres. Jeder Lehrer sei künftig beider Landessprachen mächtig. — Die Emancipation der Schule von der Kirche wurde als nöthig ausgesprochen. Ferner wurden zweckmäßige Vorschläge in Bezug auf die Ausbildung, Anstellung und Besoldung der künftigen Lehrer gemacht, auch die Gründung einer Schulzeitung beantragt.

Ich habe Ihnen schon leztthin von einer Versammlung berichtet, die als das erste Symptom des in der Armee erwachenden, constitutionellen Bewusstseins mir beachtenswerth erschien. Diese hat nun in den höhern Regionen des Militärs nicht den Beifall gefunden, den sie beim Volke fand; ja jener Unteroffizier, der so muthig aufgetreten war, wurde verhaftet, weil er sich des Associations- und Petitionsrechtes, das jedem Staatsbürger gebührt, bedient hatte.

Es ist bekannt genug, daß unsere Untersuchungscommission auf dem Gradschin mit der „weitverzweigten Verschöpfung“ auf keinen grünen Zweig kommen konnte. Gestern, am 15. September, gelangte noch obendrein an den Appellationspräsidenten Grafen Mittrowsky ein Ministerialerlaß, dem zufolge der Kaiser auf Einrathen des Ministeriums verfügt hat, daß die Criminaluntersuchung wegen der Juniereignisse nur in Betreff der Urheber und Rädelshörer erfolge, in Ansehung der übrigen Mitschuldigen und Theilnehmer aber aufgehoben werde. — In Folge dessen wurden gleich gestern neun Gefangene, darunter auch Baron Villani, entlassen.

So wie früher die Swornost nicht in die Nationalgarde aufgehen wollte, so scheint dasselbe auch bei dem bewaffneten Bürgercorps der Fall zu sein; hier will wieder der Bourgeois nicht dem Citoyen weichen. Die bürgerlichen Grenadiere wollen heute Nachmittags nach Wien abfahren, um dort die Burg- und Reichstagswache zu beziehen und durch diese captatio benevolentiae ihre Existenz zu sichern. Zugleich bringen sie den Bewaffneten Wiens eine Ehrenfahne mit. Ihnen schließt sich eine Deputation von Bürgercorps und Nationalgarden an, um sich mit den Wiener bewaffneten Bürgercorps über ihre Existenzfrage zu besprechen, und um die nöthigen Schritte zu thun, damit die Prager Nationalgarde endlich zu den Offizieren auch Waffen bekomme.

J. B.

IV.

Der Fall eines Berliner Demagogen.

Wenn ich Ihnen einige Zeilen über Held zusende, so versteht es sich von selbst, daß Polemik nicht meine Absicht sein kann; das hieße Amt des Büttels übernehmen — und noch dazu fruchtlos. Der Oberdemagog und Großzettelmajor von Berlin ist dem Historiker nur der Urtypus einer eignen Klasse von Mandateurs — eine passende Gelegenheit, die Zustände zu schildern, in denen solche Menschen eine Rolle spielen können und ein Bild von dem Treiben unserer Mineurs zu entwerfen. —

Die Lage Preußens ist seit der Revolution gefährlicher, als die irgend eines andern Staates. Nirgend war der Kampf gegen die alten Zustände anhaltender und energischer betrieben, als eben hier seit 1848. Darauf gründete sich denn auch die

Hoffnung, gerade dies Land bei der Umgestaltung Deutschlands die bedeutendste Rolle spielen zu sehen. Man ward schmähtlich enttäuscht: es trat bei uns der vollständigste Mangel, wenn auch nicht an Talenten, so doch an jeder organisirenden Kraft hervor. Es war das die natürliche Folge des alten Regimes: der Fluch der Halbheit zeigte seine entseßlichsten Wirkungen — selbst das Gute, das wir besaßen, schlug zu unserm Verderben aus. Durch die Gesetzgebung Stein's hatte Preußen seine alte Basis verlassen: unsre Macht mußte seit der Befreiung der Bauern, der Aufhebung der Zünfte, der Communalverwaltung und Volksbewaffnung auf die Intelligenz gegründet werden. Zugleich aber war man fest entschlossen, die nothwendigen Consequenzen dieser friedlichen Revolution zu negiren: man hatte den Kampf absichtlich hervorgerufen, dem Gegner selbst die Waffen in die Hand gegeben. Es war keine schiefere Stellung denkbar: dieselbe Regierung, welche die Volksbildung auf alle Weise förderte, betrachtete eben diese Bildung zugleich als ihren gefährlichsten Feind, dem gegenüber die Stützen des Thrones kaum stark genug befestigt werden konnten. —

So ward der mächtigste Verbündete in den gehässigsten Gegner verwandelt. Nixgends war der Gegensatz zwischen Intelligenz und militärischer Bureaucratie so groß, als in Preußen. Dennoch hätte dieser Kampf bei kurzer Dauer von heilsamen Folgen sein mögen: die Länge desselben verdarb Alles. Er hörte auf, die Kräfte der Parteien zu stählen und begann sie zu zerfetzen: die Weingährung ging in die Fäule über. Man wandte sich mit Ekel von den gegebenen Zuständen ab, man suchte etwas darin, die vorhandenen Einrichtungen, Communalselfständigkeit und Provinziallandtage zu höhnen, da jeder Versuch zu ihrer weitem Ausbildung mit Dekreten und Bayonetten zurückgewiesen ward. Die Opposition flüchtete sich auf das Feld des Abstrakten, — mochte dies nun in scharfer logischer Dialektik geschehen, wie bei Jacoby, oder in bloßem schülerhaftem Geschimpfe wie bei Feinzen: der Erfolg war derselbe. Es kam die Zeit der sogenannten „Charaktere“, der bloßen Mandaleurs — wo unbesehen Jeder zum Staatsmanne berufen war, der mit dem Gouvernement in irgend welche Kollision gekommen. Sich um das Vorhandne zu kümmern, galt für unwürdig: im halben Somnambulismus erwartete Jedermann einen großen Schlag, von dem aber Niemand wußte, woher er kommen und wohin er führen sollte. Nicht blos bedeutende Talente gingen dabei zu Grunde, der innerste Kern der Nation ward depravirt — und um so mehr, je weiter diese halbe, rein kritische Intelligenz sich erstreckte, der man mit der Politik die einzige gesunde Lebensader unterbunden hatte. Jeder Philister war ein Staatsmann, wenn er beim Bierglase saß, sein Pfeifchen rauchte und eine Adresse unterschrieb, für eine freie oder christkatholische Gemeinde subscribirte oder über Abschaffung der Todesstrafe schwatzte. In unzähligen kosmopolitischen Gelüsten zeigte sich, bis zu welchem Grade die zugleich geförderte und gesammte Intelligenz jede Thatkraft zerfressen und nur eine theils geistreiche, theils abgeschmackte Hyperkritik hervorzurufen hatte. Schon konnte ein Dowiat eine Rolle spielen. „Jetzt muß etwas gethan werden“ sagte mir ein enragirter Liberaler nach der Februarrevolution: „wir müssen jetzt eine Monsterpetition an den König schicken!“

In diese Zustände schlug nur die Nacht des 18. März wie ein zündender Blitzstrahl. Der lange erwartete große Moment war gekommen: aber er fand in Berlin nicht, wie in Wien, ein jugendlich frisches Volk vor, sondern blasirte Kritiker, Bureaucratie und Militärmacht, die verhassten Stützen des Thrones waren zusammengebrochen: es galt zu organisiren — aber man konnte aus dem Taumel nicht erwachen, fuhr

fort zu randaliren und zu kritisiren, ohne zu bedenken, daß man mit Schatten kämpfte. Die tüchtigen, kenntnißreichen Männer waren theils von Frankfurt absorbirt, theils durch ihre Antecedenzen für den Augenblick unmöglich gemacht: das Volk, selbst eine Nation von Bierpolitikern, verlangte schnelle Resultate — welsch ein herrlicher Augenblick für einen neuen Kleon. Die Masse war glücklich so weit gekommen, daß sie argwöhnisch ward, sobald sie bei einem Redner gediegenes Wissen bemerkte und nur diejenigen als Demagogen duldete, die sich zum Echo ihrer eignen Dummheit hergaben. —

Nur in solcher Zeit war das Auftreten von Held, Eichler und Consorten möglich. Der erstere verstand vortrefflich die Gelegenheit auszubenten. Bestimmte politische Absichten darf man ihm nicht zuschreiben: er ist von Natur ein rühriger Mensch, braucht viel Geld zur Befriedigung mannigfacher Bedürfnisse — das sind die einzigen Triebfedern seiner Handlungen und die von Bornirtheit unzertrennliche Arroganz erklärt einfach, daß seine Thätigkeit sich in einer fortlaufenden Reihe von Dummheiten äußert. Seine bisherige Laufbahn und sein Exterieur kamen ihm vortrefflich bei der neuen Laufbahn zu Statten. Früher Militär, hatte er diesen Stand verlassen, dann ein Journal redigirt, das ihn in vielfache Collisionen mit der Censur gebracht und manchen guten Bierwitz enthielt: wer konnte an seinem Berufe zum Staatsmann noch zweifeln? Dazu die stattliche Gestalt, die hohe Stirn, der treffliche Bart und besonders die kräftige Lunge: es konnte nicht fehlen, in kurzen war er der Held des Tages und von Böbel und Damen gleichmäßig geehrt. Den Gipfel seines Ruhmes erreichte er am 4. Juni. Viele Redner hatten zu der ungeheuern Menschenmasse gesprochen, ohne sich verständlich machen zu können: da mußte Held die Tribüne besteigen und mit einem gelungenen Theatercoup ließ er die Menge schwören, die Errungenschaften der Todten zu bewahren.

Jetzt sah man sein Bildniß und seine Büste fast an jedem Ladenfenster: doch er selbst war bald genug so schlau, zu merken, daß es auf diesem Wege nicht weiter ginge. Nichts lag weniger in seinem Plan, als bewaffneter Aufstand: Held war zu fürsichtig, um sich am 18. März oder irgend einer der vielen Emeuten zu betheiligen — er ist seiner Natur nach eine männliche Koquette, zu eitel, um Muth zu haben — „ein Florentiner, zum schmucken Weibe fast versündigt.“ Dennoch mußte er das Volk fortwährend beschäftigen, durfte es nicht erwachen lassen aus dem fieberhaften Taumel, um nicht in seines Nichts durchbohrendem Gefühle dazustehen. Der Republikaner ward auf einmal zum besonnenen, umsichtigen Patrioten, der nach allen Seiten hin die Freiheit zu wahren suchte. In täglichen Plakaten denuncirte er heute reaktionäre Verschwörungen und warnte morgen vor demokratischen Aufständen. Mit ungemeiner Geschicklichkeit wußte er seine Sache mit den „Märzerrungenschaften“ zu identificiren: mit der unverschämtesten Marktschreierei versicherte er, Arcana zu besitzen gegen alle Uebel der Zeit, und hatte das nöthige aristokratische Air, um zudringliche Nachfragen der Menge zurückzuweisen. Als seine Gläubiger ihn hart bedrängten, erschien ein wichtiges Pamphlet von seiner Feder, worin er dem Volke weiß machte, man könne gesetzlich nur wenige Hochverrath verhaftet werden. Er versichere nun auf seine Ehre, dies Verbrechen seiner Person verlegt und die Bürgerwehr zu seiner Befreiung verpflichtet! —

Die Rolle war schlau gewählt und gut durchgeführt: dennoch scheiterte er zuletzt. Der Staatsanwalt ließ ihn vorseindern, weil er in einem Plakate erklärt hatte, aus sicherer Quelle von einer großen reaktionären Verschwörung unterrichtet zu sein — und

Held sah sich genöthigt, das Ganze für eine bloße Buchhändlerspekulation auszugeben. Von jetzt ab ward der Politiker zum Socialisten, zum „Vater der Armen“. Mit tief-sinnig gefurchter Stirne sah man ihn jetzt in den Kneipen sitzen und den Spießbürgern und jungen Laffen, die voll Andacht seinen Worten lauschten, auseinandersetzen, wie schon die bloße Idee des Staates etwas Unsinnes und des wahrhaft Freien Unwürdigen sei. Der Staat fordere nothwendig Beschränkungen: jede Beschränkung aber sei Unfreiheit. So sei er denn über die Idee des Staates hinausgegangen und wolle sich nur noch mit der socialen Frage beschäftigen. Es war ein glücklicher Griff: nirgends kann der Unwissende sich leichter breit machen und des Beifalls sicherer sein, als wenn er der Masse viel Brot und wenig Arbeit verheißt, wie es Held in reichlichem Maße that. Eine Broschüre verkündete der staunenden Welt, daß die sociale Frage glücklich gelöst sei und im „Verein für Radikalreform der Erwerbsverhältnisse“ ward der Unsinn des weitern besprochen. Held selbst, der aus Faulheit und Arroganz immer seine eignen Wege ging, nannte seinen Standpunkt einen „wesentlich spezifischen“ — und allerdings konnte man den vorgeschlagenen Mitteln eine gewisse Art von Originalität nicht absprechen. Sie waren einfach und naturwüchsig: Verbot des Zinsnehmens und Verhinderung der Kindererzeugung. Doch der erste Punkt schreckte die Bourgeois, der zweite verstieß gegen ihre Prüderie. „Sehn Sie — so vertheidigte sich Held gegen einen ehrlichen Gewürzer — „mit dem, was in der Lokomotive steht, dürfen Sie es nicht so genau nehmen. Ich muß davon leben und Sie haben in Ihrem Laden ja auch stinkenden Käse.“ Der Weißbierbürger kratzte den Kopf und wußte Nichts auf das glänzende Paradoxon zu erwidern. —

Seitdem Held die Heerstraße der Politik verlassen und sich in die idyllische Welt seines Socialvereins zurückgezogen, ließ man ihn ruhig fortvegetiren. Mit der Zeit aber drängten sich ihm die Uebelstände seiner neuen Stellung fühlbar auf. Er hatte Nichts von ihr, als Volksgunst mit der er aus Mangel an Energie Nichts anzufangen wußte — die seiner Eitelkeit zwar schmeichelte, ihm aber keine Mittel an die Hand gab, die Schwierigkeiten seiner eignen socialen Lage zu lösen, die Menge wollte das langversprochne Brot, die Gläubiger ihr Geld. Seine Rivalen, die im politischen Gebiete weiter fortraisonnirt hatten, ohne ihm auf das sociale zu folgen, beneideten seinen steigenden Ruhm und die Angriffe eines Eichler, Oppenheim, Julius &c. wurden von Tage zu Tage heftiger. Dies war der Punkt, wo die Reaction ihn erwartet hatte. Der Preußenverein trat jetzt in Unterhandlung mit ihm, um sein Ansehen zu gebrauchen, das er selbst nicht zu benutzen verstand. Gegen prompte Bezahlung empfing Held nunmehr auf indirektem Wege die Aufträge des Herrn v. Ratte: man diktirte ihm den Inhalt seiner Plakate und überließ es ihm, seine Phraseologie darüber zu gießen, durch die er der kurz-sichtigen Menge Alles plausible zu machen wußte. So ward er zum Sturze des vorigen Ministeriums gebraucht, der bekanntlich vom Mielenz'hotel und den beleidigten Grundbesitzern ausging — so wird er jetzt benutzt, um die Augen des Volkes auf den Prinzen von Preußen zu lenken. Doch mußte man seiner erst ganz sicher sein und dies konnte nur dadurch geschehen, daß man ihn bei dem Volke diskreditirte und zwar durch seine demokratischen Neider: nur so konnte man auf Glauben hoffen. Ratte, ein gewandter Hofmann und Intriguant, übernahm es, die Falle zu stellen, und Held ward richtig sein Affe. Der Diplomat benutzte die Liebshafte des Agitators und machte durch eine seiner Parirsons die Bekanntschaft des Fräuleins v. Hake, die in genauer Verbindung mit Held lebt. Als hübscher und kräftiger Mann wird es Ratte

leicht, ihre Zuneigung zu gewinnen; er überredet sie schließlich, ihm eine Unterredung mit dem Denunzianten des Preußenvereins zu verschaffen. Doch Fräulein v. Hake als engagirte Demokratin, fürchtet bis auf den letzten Augenblick, sich bei ihrer Partei zu kompromittiren, wenn man durch Feld erführe, daß Katte in ihrer Wohnung gewesen. Diese Besorgniß hat der letztere vorhergesehen und bietet ihr nunmehr das einfache Auskunftsmitel, zwei Demokraten im Nebenzimmer während der Conversation zu verbergen. Der Erfolg ist bekannt: so gleichgültig das Gespräch ist, machen Feld's Gegner Verrath am Vaterlande daraus und die dupirten Redakteure der Reform bringen am andern Tage die Geschichte der großen Pulververschwörung. —

So weit wollte der Preußenverein ihn bringen, jetzt mußte Feld sich ihm auf Diskretion ergeben und nunmehr that Katte Alles, um seine Vertheidigung zu erleichtern und ihn der Menge als ehrlichen Biedermann darzustellen. Ob die gelingen wird, ist eine andere Frage — auf die Dauer gewiß nicht. Doch quiescat in pace! Jedenfalls ist es ein harmloser, für jetzt ganz ungefährlicher Bursche: meine Absicht war nur, an seiner Erbärmlichkeit die öde Leere unsrer Zustände zur Anschauung zu bringen. Uns aber möge der rettende Gott statt der abstrakten Mandaleurs ein organisirendes Talent schenken: einen Mann, der weiß was er will und der sein Ziel energisch verfolgt — sei's Reaktion, sei's Republik. (!?) Geht diese Halbheit weiter, so können Zeiten kommen, wo selbst ein Feld gefährlich wird. —

V.

Aus Leipzig.

Der Schauspieler August Wohlbrück.

Leipzig ist wie ein großer Birnbaum im Blachfeld, alle Wandervögel besuchen ihn und halten hier ihre kurze Rast. Das ist ein altes Recht der schmucken Stadt und selbst dieses Jahr der schwarzen Wetter soll uns den Genuß nicht verkümmern, durchziehenden Freunden und guten Gesellen die Hand zu schütteln und unsere Glossen über den Genius zu machen, der sie durch die Welt treibt. So wollen wir jetzt über August Wohlbrück plaudern, einen staatlichen Herrn um die Fünfzig, das bedeutendste Talent einer großen Schauspielerfamilie, einen der wenigen Komödianten, welche noch das Recht haben, sich Künstler zu nennen, einen merkwürdigen und interessanten Mann. Er gehört seiner Bildung und Persönlichkeit nach ursprünglich der Ifflandischen Richtung an, seines Detailliren, biedere Sentimentalität, Grazie, Maas und Wahrheit sind die ehrenwerthen Eigenschaften dieser Entwicklungsstufe dramatischer Kunst, Vorzüge, welche wir um so mehr bewundern, je seltener sie werden. Wohlbrück besitzt sie in ungewöhnlicher Stärke; sein Instinkt für die Wahrheit ist merkwürdig richtig und verläßt ihn niemals und sein Charakteristiren ist scharf, genau und ehrlich, und hat den hohen Vorzug, nicht bloß „geistreich“ zu werden, d. h. den Zusammenhang der Rolle einer subtilen Reflexion, einem einzelnen glänzenden Funde zu opfern, was nebenbei gesagt, dem verstorbenen Seydelmann zuweilen passirte. Wohlbrücks Organ und Statur setzen ihm nach einer Seite Grenzen. Tragisches Pathos wird er nur dann mit Erfolg darstellen, wenn er dabei genrehast charakterisiren darf; Shylok fällt vollständig in das Bereich seiner Mittel, Lear würde schon jenseits liegen, Nathan dürfte nach dieser Richtung seinen Standpunkt am besten bezeichnen. Es muß erwähnt werden,

was Wohlbrück nicht spielen kann, denn es ist sehr wunderbar, was er zu spielen vermag. Kein deutscher Schauspieler hat ein so großes Repertoir, sehr wenige eine solche Fülle von Darstellungskraft, wie er. Es verschlägt ihm wenig sieben Tage der Woche hinter einander zu spielen; heut Menenius, morgen den Weltumsegler, übermorgen den Lügner Krad, darauf Nathan, den alten Klingsberg, den Geizigen und zum Sonnabend den Bengel Naki in der Poffe Gulenspiegel, wo er Rankinhöschen trägt, an denen die Jacke kindlich festgenäht ist. Das wäre nur merkwürdig, bedeutend aber ist, daß er in all' diesen Rollen tüchtig ist, in einigen unübertrefflich. Und dazu kommt als größter Vorzug eine prächtige Laune, die bei ihm mehr ist, als drollige Komik. Wohlbrück ist Humorist, und es ist interessant, diese Seite seiner Persönlichkeit mit den beiden Wiener Komikern, Beckmann und Scholz zu vergleichen, denn Nestroy ist ein wunderbares Plappermaul, aber kein Komiker.

Beckmann's Meisterschaft besteht darin, daß er in die Schablone eines drolligen Kauzes viele kleine Scherze und allerliebste Erfindungen hineinfest, ziemlich unbekümmert darum, ob sie zur Rolle passen. Scholz ist groß als Tölpel, er hat diesen Charakter zu einer ähnlichen Virtuosität ausgebildet, wie die alten französischen Komiker einzelne Masken, die durch sie beliebt wurden und mit ihnen starben. Beide sind sehr monoton und ihre Laune stirbt, wenn sie gezwungen sind, die Arbeit des Dichters zu ehren; Wohlbrück versteht aus Allem einen Charakter zu machen, er ist in jeder Poffe ein Anderer, und weil er bestimmte Individualitäten darstellt, macht er auch da, wo die Poffe sehr niedrig geht, immer noch den Eindruck des Behagens und schützt das Publikum vor der Verstimmung, welche Gemeinheit stets hervorbringt, wo sie als nothwendige Folge eines geschlossenen Charakters auf die Bretter tritt. Man vergleiche Nestroy und Näder mit Wohlbrück in den eigenen Poffen der erstgenannten Herren. In den wenigen Rollen unseres Theaters, wo der Humor bereits vom Dichter in meisterhafter Bestimmtheit dargestellt ist, wird der Komiker die Feuerprobe zu bestehen haben, ob er ein Künstler ist oder ein Farceur. Daß der Menenius Wohlbrück's eine seiner besten Rollen ist, mag als ein Beweis für ihn gelten. Und ein so bedeutender Künstler, solch mächtiges Talent ist dem deutschen Publikum verhältnißmäßig wenig bekannt? er ist bei keinem Hoftheater engagirt, lebenslänglich, mit Anspruch auf Pension? Ueber den letzten Zufall wenigstens wollen wir uns freuen. Wohlbrück hat in Breslau, wo er durch funfzehn Jahre Liebling des Publikums war, zwar keine Altersversicherung erhalten, aber dafür jugendliche frische Mührigkeit und Energie bewahrt; und wer im Stande ist, durch eine Reihe von Jahren der Träger und Schutzgeist aller Poffen und Kassenstücke zu sein, wöchentlich vier bis fünfmal zu spielen, zu singen, Gachucha zu tanzen und dabei doch Begeisterung für jede große Aufgabe seiner Kunst zu bewahren, doch mit Bescheidenheit und Hingebung sich in jeder Rolle zu vertiefen, welche Studium verlangen und doch ein Künstler zu werden, der in einzelnen Richtungen der Beste unter den jetzt Lebenden ist; wer das durchsetzt, der muß ein Gesell mit seltsamen Gaben sein. Ja, Herr Wohlbrück, wenn die grünen Erbsen wieder blühen, sind es fünfzehn Jahr, daß wir Euch kennen, aber eine wärmere Künstlernatur und eine tüchtigere Kraft — — die Grenzboten werden gerührt, sie müssen schließen. Möge es Ihnen gut gehen!

Verlag von **F. V. Herbig**. — Redacteurs: **Gustav Freytag** und **Julian Schmidt**.
Druck von **Friedrich Andra**.